Nr. 288. Erstes Morgenblatt. Sechzigster Jahrgang. Sonntag, 17. Oktober 1915.

Bezugspreis: Ein Vierteljahr in Frankfurt und Mainz bei d. Expedit. 4.25, bei den Agent. 4.25, b. d. Postämtern in Deutschland (in Schutzgebiet. 4 Kopenhagen Millionen 759, Belgien 4.9., Bulgarien Fr. 20.65, Dänemark Kr. 5.75, Griechenland (d. Postamt i. Triest) Kr. 20.44, Holland fl. 7.20, Luxemburg 4.10.81, Marokko (D. P.) Pes. 12.60, Norwegen Kr. 9.35, Oesterreich (Wien auch Wollzeile 11) Kr. 17.20, Portugal Milr. 4.364, Rumänien Lei 18.—, Schweden Kr. 9.75, Schweiz Fr. 11.25, Türkei (D. P.) Piaster (Silber) 85½, Ungarn Kr. 13.50, im Weltpostverein, in New York 20 Broad Street 4 M. Ins Feld direkt durch die Expedition bezogen monatlich 4.5.—

Frankfurter Zeitung

(Frankfurter Handelszeitung.) und Handelsblatt. (Neue Frankfurter Zeitung.)

Stadt-Telephon: Amt Hansa 5940, 5941, 5942, 5943. Begründet von Leopold Sonnemann. Für Auswärts: Amt Forsizimmer 40, 41, 42, 43.

Preis der Anzeigen: Kolonelzeile 60 ₰, Abendbl. 75 ₰, Reklamen 4.2.—, Abendbl. 2.50, Familienanzeigen 41.—, Platz- u. Datenvorschriften 25 % Aufschlag, Beilagen 4.—, Anzeigen nehmen an: Unsere Geschäftsstellen, Frankfurt a. M., Gr. Eschenheimerstr. 33/37, Mainz: Schillerpl. 3, Berlin: Mauerstraße 16/18, Dresden: Wallstraße 25, Hamburg: Hamburg, Mönckebergstr. 3, Offenbach: Bieberstr. 34, Stuttgart: Poststraße 7, Zürich: Nordstraße 62. Uns. übrig. Agenturen u. d. Anonce-Exped. Ferner in New York: 20 Broad Street. Verlag u. Druck der Frankfurter Societäts-Druckerei Gesellschaft m. beschr. Haftung.

Die Ostforts von Zajecar erstürmt.

Erfolgreicher Angriff auf dem Hartmannsweilerkopf.

Großes Hauptquartier, 16. Oktbr. (W. T. B. Amtlich.)

Westlicher Kriegsschauplatz.

Ein feindlicher Angriff gegen die Stellungen nordöstlich von Vermelles wurde abgeschlagen.

In der Champagne blieben bei der Säuberung des Franzosennestes östlich von Auberive nach erfolglosen feindlichen Gegenangriffen im ganzen 11 Offiziere, 600 Mann, drei Maschinengewehre und ein Minenwerfer in den Händen der Sachsen. Kleinere Teilangriffe gegen unsere Stellungen nordwestlich von Souain und nördlich von Le Mesnil, wobei der Feind ausgiebigen Gebrauch von Gasgranaten machte, scheiterten.

Ein Versuch der Franzosen, die ihnen am 8. Oktober entrissenen Stellungen südlich von Leintrey zurückzunehmen, deren Wiedereroberung sie am 10. Oktober 4 Uhr nachmittags schon amtlich meldeten, mißglückte gänzlich. Mit erheblichen Verlusten, darunter 3 Offiziere, 40 Mann an Gefangenen, wurden sie abgewiesen.

Ein Angriff zur Verbesserung unserer Stellungen auf dem Hartmannsweilerkopf hatte vollen Erfolg. Neben großen blutigen Verlusten büßte der Feind 5 Offiziere, 226 Mann als Gefangene ein und verlor eine Revolverkanone, 6 Maschinengewehre und 3 Minenwerfer. Feindliche Angriffe am Schratzmännle wurden vereitelt.

Oestlicher Kriegsschauplatz.

Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls v. Hindenburg.

Ein russischer Vorstoß westlich von Dünaburg scheiterte.

Nordöstlich von Wesselowo wurden zwei Angriffe durch unser Artilleriefeuer im Keime erstickt. Am Nachmittag und in der Nacht in dieser Gegend erneut unternommene Angriffe wurden abgeschlagen. Wir nahmen hierbei einen Offizier, 444 Mann gefangen und erbeuteten ein Maschinengewehr.

Auch nordöstlich und südlich von Smorgon griffen die Russen mehrfach an. Sie wurden überall zurückgeworfen.

Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls Prinz Leopold von Bayern und Heeresgruppe des Generals von Linsingen.

Nichts Neues.

Balkankriegsschauplatz.

Die Armeen der Heeresgruppe Mackensen sind im weiteren Fortschreiten. Südlich von Semendria ist der Vranovo-Berg, östlich von Pozarevatz der Ort Smoljinatz erstürmt. Bulgarische Truppen erzwangen nach Kampf an vielen Stellen zwischen Negotin und Strumica den Uebergang über die Grenzkämme. Die Ostforts von Zajecar sind genommen.

Oberste Heeresleitung.

Der Vormarsch der Bulgaren macht sich nun in einem Raum von rund 300 Kilometern Breite bemerkbar. Ueber die ganze serbisch-bulgarische Grenze, von Negotin im Norden bis Strumitza im Süden liegen die Ortsfasten verstreut, die im serbischen Bericht vom 13. Oktober (vergl. letztes Abendblatt) genannt sind, und der deutsche Bericht, in dem die Meldungen über die Operationen der dem Generalfeldmarschall v. Mackensen unterstellten deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen gemeinsam mit den neuen Erfolgen der Bulgaren mitgeteilt werden — was die Einheitlichkeit der Operationen gegen Serbien zum deutlichen Ausdruck bringt — hebt hervor, daß die Gebirgspässe in jenem ganzen breiten Raum an vielen Stellen überschritten worden sind. Die wichtigsten Frontabschnitte liegen bei Zajtschar (das Zentrum der Timok-Linie und die Pforte zum Weg ins mittlere Morawatal), Arsjanschewatz (Südecke der Timok-Stellung und Vorwache am Weg nach Nisch), ferner bei Pirot (Hauptstellung an der Straße Belgrad—Sofia), dann im oberen Vlasinatal (Zugang nach Leskovatz und Nisch aus südwestlicher Richtung); im Süden bilden Küstendil und Strumitza die Ausgangspunkte für den Einfall ins Bregalnitzatal (Istip—Köprülü), der durch den Erfolg der Bulgaren bei Kriwa Palanka und Radovischta bereits eingeleitet ist. An allen wichtigen Punkten sind die Bulgaren im erfolgreichen Vormarsch. Die Erstürmung der Ostforts der Festung Zajtschar, die außerordentlich schwierig erzielt worden ist, beweist die ungewöhnliche Schlagkraft der bulgarischen Armee. Es ist kein Zweifel darüber möglich, daß die Serben ihr äußerstes tun, um diese Festung zu halten, da ihre Wegnahme den Bulgaren den Weg in den Rücken der serbischen Nordarmeen beträchtlich erleichtert. Ein operativer Zwang, diese Timokforts aufzugeben scheint vorerst keineswegs vorzuliegen. Um so größer ist der Erfolg der bulgarischen Truppen, ein Erfolg, der an der Stelle erzielt worden ist, die der deutschen Armee Gallwitz am nächsten liegt.

Der kleine Ort Smoljenatz, den unsere Truppen erstürmt haben, liegt etwa elf Kilometer südöstlich von Potscharevatz auf den Höhen östlich der Mlawa.

Zur Kriegslage.

(Von unserem militärischen Mitarbeiter.)

Die innere Linie. — Französisch-englische Offensive. — Russische Massenvorstöße. — Vormarsch in Serbien. — Serbisch-bulgarische Gefechte.

Am 15. Oktober.

Der Begriff der Operation auf der inneren Linie wird durch die Lage, in der sich die Zentralmächte befinden, deutlich illustriert. Bei der nun schon drei Wochen dauernden einheitlichen Offensive unserer Gegner handelt es sich darum, daß wir an allen Fronten, wo wir die Entscheidung noch nicht suchen, festhalten, während wir dort selbst die Initiative ergreifen, wo diese uns einen entscheidenden Erfolg verspricht. Das ist in diesem Augenblick der Balkan. Der beste Beweis dafür, daß die Offensive unserer Gegner wirgends ein wirklich bedeutendes Ergebnis hatte und daß sich unsere oberste Heeresleitung nirgends ernstlich bedroht fühlt, liegt in der Tatsache, daß wir eine große Offensive im Rücken mit Bulgarien auf dem Balkan begonnen haben, die uns die operative Verbindung mit unserem türkischen Bundesgenossen als erste Frucht schenken wird. Wir haben damit die theoretisch anerkannten Vorteile der Operation auf der inneren Linie im größten Stile uns zu eigen gemacht. Das ist allerdings nur möglich gewesen, mit einer so glänzenden Armee, wie wir sie haben, und heute mehr denn je müssen alle die, die zuhause die Ereignisse des Krieges betrachten, vor allen anderen Gefühlen das des Dankes verspüren, des Dankes dafür, daß unsere Truppen im West, Ost und Süd das Vaterland nicht nur vor der von den Feinden heiß erstrebten Invasion schützen, sondern sogar einen derartigen Grad von allgemeinem Sicherheitsgefühl durch ihr heldenhaftes Ausharren erzeugen, daß jedermann in Deutschland mit solcher Selbstverständlichkeit von unserer Offensive auf dem Balkan schreibt und spricht.

Die französisch-englische Offensive ist in der vergangenen Woche um keinen Schritt weiter gekommen. Die Engländer benützen sich bis zum 13. Oktober damit, Teilvorstöße nordöstlich Vermelles zu unternehmen. Ihre Behauptung, Erfolge bei Loos errungen zu haben, sind erfunden. Alle englischen Angriffe in dieser Gegend, auch der sehr ernste und große, den unser Tagesbericht vom 14. d. Mts. meldet, waren vergeblich. Auf der ganzen Front zwischen Ypern und Loos haben sie hinter Rauch- und Gasvolken den Angriff vorgetragen, vermochten unsere Front jedoch an keiner Stelle zu durchbrechen. Auch das Hohenzollernwerk ist entgegen englischer Darstellung fest in unserer Hand. Während die Engländer erst nach einer sichtlichen Pause diesen letzten großen Angriff unternahmen, drangen die Franzosen in der Champagne fast unaufhörlich gegen unsere Stellungen vor und versuchten unter Nutzanwendung der furchtbaren Verluste den Keil, den sie bei Tahure in unsere Stellung getrieben hatten, zur taktischen Ausnutzung zu erweitern. Sie führten an dieser Stelle neue Divisionen heran. Am 12. Oktober vormittags und abends, am 13. Oktober morgens und am 14. Oktober brachen ihre immer wiederholten wütenden Angriffe bei Tahure in unserem Feuer zusammen. Trotz dieser fürchterlichen Angriffe haben unsere Truppen noch die Kraft gefunden, an mehreren Stellen ihrerseits zum Gegenangriff vorzugehen und Erfolge zu erringen.

Die französische Durchbruchstaktik hat in Rußland Schule gemacht. Auch die Russen versuchen Durchbrüche mit gewaltigen Massen. Auch sie stehen hinter der angreifenden Infanterie mächtige Kavalleriekörper bereit. Hindenburg gegenüber haben die Russen in der vergangenen Woche ihre Hauptanstrengungen an drei Stellen gemacht. Westlich im Norden die Dünaburg angreifenden deutschen Truppen nun auch nördlich der Bahn Dünaburg-Libau gegen Illuxt Raum gewinnen und eine russische Stellung nach der andern nehmen, drücken die Russen gegen den rechten Flügel der Deutschen und versuchen, in dem Zwischenraum zwischen den Bemühungen unsers Dünaburgsieger durchzubrechen. Sie behaupten den in dieser Enge liegenden Ort Vorsche genommen zu haben, sie werden ihn wohl nicht lange behalten. Weiter südlich ist eine große russische Durchbruchsbewegung nördlich und südlich des Voginskosees festzustellen, die aber über die Dryssrzsa nicht hinauskommt. Ein dritter großer russischer Angriff zwischen Smorgon und Wilsnjewsee ist mit seinem rechten Flügel über die Spinaglica bis an das Dorf Rekoby gelangt, während der linke Flügel nordöstlich Smorgon bis in unsere Hindernisse vorkam, dort aber zusammenbrach. Auch die Armee des Prinzen Leopold hat nördlich von Korelitschi und östlich von Baranowitschi leichtere Angriffe der Russen abgewiesen.

Die Heeresgruppe Linsingen kämpft sich mit ihrem linken Flügel durch das unwegsame Sumpfgebiet südwestlich von Pinsk vorwärts. Zwischen diesen Teilen der Heeresgruppe, die in kurzem die Linie Pobyst—Pinsk erreicht haben werden und den am Styr kämpfenden Teilen hatte sich starke russische Kavallerie durchgedrängt. Erst in den letzten Tagen gelang es unserer Kavallerie, die feindliche Reiterei hier zurückzubrücken. Am Styr selbst waren die Russen 15 bis 20 Kilometer über den Fluß nach Westen vorgekommen. In heftigsten Kämpfen sind sie nun wieder auf das Ostufer des Styr zurückgeworfen und neuerliche Versuche, den Styr wieder zu überschreiten, sind ihnen nicht gelungen. Die Erfolge dieser Offensive Linsingens fällt im Interesse der Einheitlichkeit unserer Front Pinsk—Czartorysk—Dubno sehr zu begrüßen. Auch in Galizien ist es deutschen Truppen gelungen, die Russen, die südlich von Burkanow mit ihrem Angriff bis über die Strypa vorgedrungen waren, wieder über den Fluß zurückzuwerfen. Auf Grund, all dieser Ereignisse kann gesagt werden, daß die mit sehr starken Kräften, viel Artillerie und Munition von Munition unternommenen Durchbruchsversuche der Russen an allen wesentlichen Punkten ohne Erfolg geblieben sind.

An unserer dritten großen Defensivfront macht sich nach wiederholten wütenden Angriffen der Italiener gegen die Hochfläche von Plöcerentis, die unter blutigsten Verlusten zusammenbrachen, zwar eine Ermattung des Gegners bemerkbar, aber wenn in der vergangenen Woche auf dem Meer das Ausland sich Gerüchte von Friedensfühlern zuschickte, daß die Italiener Friedensgelüste zeigten, so ist davor zu warnen, solchen Gerüchten Glauben zu schenken.

Ueber unseren Feldzug in Serbien haben wir in Nr. 286 (Erstes Morgenblatt) schon eine einleitende Betrachtung gegeben. Unsere beiden Armeen haben nach vollendeter Sicherstellung ihrer Operationsbasis und ihrer Nachschubwege den operativen Vormarsch begonnen. Die Teile, die Belgrad erstürmt hatten, gehen in südlicher und südöstlicher Richtung im Donaubogen vorwärts, während die Armee Gallwitz die provisorische Festung Voscharevatz erstürmte. Damit hat sie das erste große Hindernis auf dem Vormarsch zwischen Morawa und Mlawa in gewaltiger Anlaufbahn beseitigt.

Inzwischen haben sich auch die Ereignisse an der serbisch-bulgarischen Grenze entwickelt. Die Serben haben hier teils selbst die feindseligen Handlungen begonnen, teils durch ihr Verhalten militärische Gegenmaßregeln der Bulgaren hervorgerufen. Die serbischen Angriffe gehen im Norden Bulgariens in Richtung auf Belogradchik wohl hauptsächlich zu Erkundungszwecken. Die Bulgaren haben ihre Feinde aber schon wieder zurückgeworfen und haben selbst die wichtigen Höhen von Koritsa—Glawa besetzt. Gleichzeitig erfolgte ein serbischer Einfall gegen die Orte Trn. Vasilegrad und Küstendil, die an Straßen liegen, welche von Sofia in westlicher und südwestlicher Richtung an die serbische Grenze führen. Deutlich erkennbar ist die Absicht der serbischen Heeresleitung, die Bulgarenarmee durch eine serbische Operation kennen zu lernen, bevor diese serbisches Gebiet erreicht hat. Diese Angriffe sind für Bulgarien militärisch bedeutungslos, haben aber politisch die nicht zu unterschätzende Wirkung, daß immerhin Bulgarien keinerlei politische oder moralische Bedenken zu haben braucht, keinerlei eine machtvolle Offensive nach Serbien hineinzutragen.

Die Entwicklung der Ereignisse in dem Balkan hat die Demission Delcasses herbeigeführt. Ohne große Zerwürfnisse würde Frankreich seinen Minister nicht haben gehen lassen. In diesen Zerwürfnissen liegt ein Stück Erfolg deutscher Strategie. Serbien scheint bezweifelt nach Hilfe aus Salonik, während die Kampftruppen entschieden den Befehl haben, den Vormarsch erst anzutreten, wenn Griechenland seine Stellung einnehmen.

Die englischen Angriffe auf die belgische Küste.

London, 16. Oktbr. (Priv.-Tel., zens. Frkft.) Nach Meldungen aus Papeninghe erschien eine englische Flotte gestern mittag von neuem vor La Panne und beschoß die Küste. Das Feuer dauerte bis drei Uhr, dann antworteten die deutschen Batterien, worauf sich die Flotte zurückzog. Die jetzt täglich erfolgende Beschießung der belgischen Küste zwischen Westende und Dünkirchen sowie Zeebrügges zielt nach einem wohlausgearbeiteten Plan auf die Zerstörung aller deutschen Stellungen längs der Küste ab. Man will auf diese Weise die deutsche Artillerie fesseln, die wegen der Stagnation an der französischen Front nach der französischen Front transportiert werden könnte. Obwohl die Entfaltung bedeutender Seestreitkräfte bei den Beschießungen stattfindet, dürften sie nicht als große Aktion betrachtet werden.

London und die Zeppeline.

London, 16. Oktbr. (W. T. B. Nichtamtlich.) „Globe" schreibt: Wir haben ein neues Verteidigungssystem gegen Luftangriffe, aber es schützt nicht. Tatsache ist, daß London keinen ausreichenden Schutz gegen Zeppeline hat.

London, 16. Oktbr. (W. T. B. Nichtamtlich.) In der City fand gestern eine stark besuchte Versammlung statt, die eine Entschließung annahm, in der die Regierung dringend aufgefordert wird, eine entscheidende Politik zu treiben und Vergeltungsmaßregeln gegen Zeppelinangriffe zu treffen.

London, 16. Oktbr. (W. T. B. Nichtamtlich.) Die „Times" meldet aus Tokio: Das Blatt „Osaka Mainichi" bespricht in einem beifallenden Tone die militärische Leitung in England und drückt den Zweifel aus, ob der Krieg dort ernst genommen werde.

Dem Westen.

Von Friedrich Freksa (im Felde).

Belgrad gefallen!
Ueber floß die Donau
Von grauer Heerflut.
Und die starken Deiche wichen,
Die Feindesbosheit uns entgegenstemmte!
Hört Ihr's, Ihr Dulder, die Ihr Monde lang
Ausharrend liegt in enger Grabenwelt.
Wo Schweigen Leben heißt, wo jeder Schritt
Den Tod, den Vielgestaltigen heranlockt?
Tod ist im jähen Aufschrei als Granate da,
Gedankenschnell!
Plump grollt der Abschuß nach.
Und tückisch zischt er durch den Spalt
Der Panzerplatte, die den Posten schirmt
Als Kuppelholzen.
Oder er wälzt sich durch die Luft als Mine
Im Flatterfluge eines Urweltiteres
Alles zermalmend.
Aus schmalem Gange unter Euren Füßen
Reckt er sich berstend auf
Ein Schultgrab öffnend.

Ihr aber tragt's mit starrem Angesicht
Und jenem Blick, wie ihn der Bergmann hat,
Der zäh im dunklen Schweigen schafft
Und seiner Lieben denkt, für die er atmet.
So front Ihr denn dem Tod als Arbeitshern
Und tut sein Werk an jenen andern drüben,
Die nah Euch sind, und die Ihr dumpf nur hört,
Den Feinden!

Und Monde trugt Ihr es und harrtet aus
Seit sie als der Tod sich in den Herrschermantel
Gesäumten Rauchwerks hüllte, den das Trommelfeuer
Um ihn gebreitet.
Hoch triumphierend stand er über Euch,
Die Ihr ins Fuchsloch schlieftet wie das schlaue Wild,
Und in der Erde madengleich Euch barget,
Weil es die Pflicht geboot.

Ihr harrtet aus, selbst als die Zweige
Der letzten Bäume Fetzen Eures Fleisches
Als Schmuck für die verlorenen Blätter trugen.
Ihr harrtet aus im feuchten Schlamm von Flandern
Und in der gelben Kreide von Nordfrankreich,
Auf Combres' rötlicher zerfurchter Höhe,
Im Dunkel der Argonnen und im Schrecken
Des Walds von Ailly Apremont,
Der längst kein Wald mehr ist.
Im blutigen heiß le prêtre an der Mosel,
Im Hartmannsweilerkopf, an allen Stätten,
Da in das Grabenmaul der gierigen Erde
Der rote Menschensaft getroffen.
Harrtet aus ein Jahr.

Da endlich weicht der Feinde starker Damm!
Siegsonne spiegelt sich in goldenen Kuppeln
Der Stadt des Konstantin.
Wir brechen durch zur Welt, der lang verwehrten!
Dank Euch, Ihr Kämpfer, die Ihr duldend trugt
Die schwerste Last des unterirdischen Krieges.
Ihr schlugt die Schächte, die zum Licht uns führten!
Eure Kappen,
Die Zoll um Zoll durch graue Erde brachen,
Haben den Weg gebahnt zur deutschen Freiheit,
Den Weg zum Tigris und zu Indiens Sonne.

Emil Lask.

Ein Nachruf.

Von Heinrich Rickert (Freiburg i. Br.)

Das Interesse für die Probleme der Weltanschauung beherrscht in unserer Zeit weite Kreise, aber der größte Teil der wissenschaftlichen Arbeit auf dem philosophischen Gebiet bleibt so wenig unzugänglich, denn er erschließt sich erst einem eingehenden Studium. In gewisser Hinsicht war es vielleicht immer so; die letzten theoretischen Grundlagen auch der großen Systeme der Antike, des Mittelalters und der Renaissance sind nie populär geworden. Doch keine Philosophie zeigt diesen Gegensatz zwischen ihrer allgemeinen Bedeutung und der Unzulänglichkeit ihrer wissenschaftlichen Basis so deutlich wie die Epoche, in der Kant seine transzendentale Logik oder, wie man jetzt sagt, die „Erkenntnistheorie" zur Grundwissenschaft der Weltanschauungslehre machte, und unter seinem Einfluß steht die europäische Philosophie in ihren wesentlichen Erscheinungen bis heute. Auf scheinbar spezialistischen Untersuchungen beruht in ihr gerade das, was die allgemeinste Bedeutung für das Leben hat. Unter diesem Gesichtspunkte wird auch der Umstand typisch, daß der Schöpfer des modernen Denkens erst als alter Mann die Werke veröffentlichte, die für unsere ganze Kultur so wichtig geworden sind. Eine ungemein komplizierte und mühsame Begriffsbildung war notwendig, um die Ideen wissenschaftlich zu begründen, die dann von Männern wie Schiller und Fichte in die weitesten Kreise getragen wurden. Das widerspricht sich freilich bei den Denkern, die selbständig zu einer wissenschaftlichen Weltanschauung zu kommen suchen. Sie sind zunächst auf eine Arbeit angewiesen, deren Verständnis auf eine verhältnismäßig kleine Anzahl von Menschen beschränkt bleibt, und ganz allmählich nur dringen sie zu dem vor, was alle von der Philosophie verlangen, die sich über den Sinn ihres Lebens an ihr orientieren wollen. Anfang und Ende, Ausgangspunkt und Ziel liegen daher in keinem andern Wissenschaft so weit auseinander.

Hieran muß man denken, um die Bedeutung des Mannes zu würdigen, dem diese Zeilen gewidmet sind, und zu ermessen, welche Wunde die Vernichtung seines Lebens durch den Krieg uns geschlagen hat. Emil Lask ist am 25. September 1875 geboren. Er stand im vierzigsten Lebensjahr, als die feindliche Kugel ihn traf, und zwei Jahrzehnte intensiver Arbeit lagen hinter ihm. Trotzdem war sein Name über den Kreis seiner Fachgenossen und Schüler nicht hinausgedrungen. Das konnte nicht anders sein, denn was er schrieb und lehrte, verlangte schwierige Mitarbeit und schien auf ein besonderes Fach", auf Logik und Erkenntnistheorie, beschränkt, das nur die Fachgelehrten etwas angeht. Der Fernerstehende hat daher in Lask wohl meist einen Spezialisten gesehen. Und doch ist er gerade dies nie gewesen. Alles in ihm drängte zu umfassendster Systematik, und nur die außerordentliche Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit seiner Person, verbunden mit der angedeuteten sachlichen Eigenart des im besten Sinne modernen Denkens hat es bewirkt, daß in seinen Büchern von dem, was jede echte Philosophie als letztes Ziel erstrebt, nur Ansätze zu finden sind. Seine Freunde und Fachgenossen, die imstande waren, seinen schwierigen Gedanken zu folgen, mußten seit langer Zeit, daß hier eine lebendige Kraft am Werke war, von der man das Größte erwarten durfte; ja, einige von uns haben Hoffnungen auf ihn gesetzt wie auf keinen zweiten seiner Generation, und zwar Hoffnungen nicht nur für die Durchführung von logischen und erkenntnistheoretischen Untersuchungen. Die hatten ja bereits angefangen, intensiv zu wirken. Sondern Hoffnungen gerade auf die Schöpfung einer Weltanschauung die allen Seiten des kulturlebens gerecht wird und zugleich den Sinn unseres Daseins in einer auch für wissenschaftlicher Weise zu deuten unternimmt. Nun sind diese Hoffnungen vernichtet. Was hier im Wachsen war und sich besonders in den letzten Jahren immer kräftiger entfaltete, ist in sich zusammengesunken, ehe es die allen zugängliche Gestalt gefunden hat. Niemand wird imstande sein, den Sinn seines Lebens ganz zu deuten; ja, sein Ende, so bewundrungswürdig und erhebend es persönlich anmutet, hebt von uns als eine trostlose Sinnlosigkeit. Für den, der weiß, wie Lask war, bleibt nur übrig, anderen zu sagen, welch ein Opfer der Krieg gefordert hat, und was die deutsche Philosophie mit ihm verliert.

Von seiner Arbeit, wie sie in seinen Büchern vorliegt, in einer Tageszeitung ein Bild zu geben, ist aus den angedeuteten Gründen nicht möglich. Sieht man in der Philosophie eine Weltanschauungslehre, so sind seine Publikationen nur Vorbereiten dazu. Aber von dem Manne, der diese Bücher geschrieben hat, möchte ich sprechen, denn auch das Persönliche scheint mir der lebhaftesten Anteilnahme wert. Ich bin gut darüber unterrichtet. Durch zwanzig Jahre war ich menschlich und wissenschaftlich eng mit ihm verbunden; einer meiner treuesten und liebsten Freunde ist mit ihm dahingegangen. Insofern mag ich allerdings nicht unbefangen sein, und ich will bestimmt auch gar nicht den Versuch machen, von der Person unparteiisch zu reden. Ich kann nur sagen, was Lask mir gewesen ist, wie er mir in den zwanzig Jahren unserer nie getrübten Freundschaft erschien.

Seine erste Jugend zeigt wohl nichts, was für weitere Kreise Interesse böte. Ich lernte ihn kennen in seinem neunzehnten Lebensjahre als Studenten im ersten Semester, eingeschrieben bei der juristischen Fakultät. Doch hatte er dies Fach nur gewählt, weil er sich für ein anderes „Brotstudium" nicht entscheiden konnte, und bald gab es es auf. Ich war damals Privatdozent an der Freiburger Universität, und er hatte bei mir Kolleg gehört. Gegen Schluß des Semesters kam er zu mir, um mich zu fragen, wie man es mache, um Philosophie zu studieren. Bezeichnenderweise fühlte ich mich verpflichtet, ihn vor dieser höchst proble-

festgelegt hat. Wir haben früher schon darauf hingewiesen, daß ein Vormarsch von Salonik außerordentlich starker Kräfte bedarf, um etwas mehr zu sein als eine bedeutungslose strategisch-politische Diversion. F. C. E.

Aus der Pariser Presse.

Von der Größe des Fiaskos, das durch Delcassés Rücktritt gekennzeichnet ist, bekommt man einen vollkommenen Begriff, wenn man die Pariser Blätter liest, die seit dem Anschluß Bulgariens an die Zentralmächte und den griechischen Ministersturz erschienen sind. Es ist ein Bild völliger Verwirrung und Ratlosigkeit, das sich da entfaltet, ein Gemütszustand, den man nur mit dem eines unglücklichen Verirrten vergleichen kann, der überall, wo ihm ein Weg zu winken scheint, fogleich auch neue Hindernisse und Gefahren zu finden fürchtet. Kein Wunder, daß die Zensur in diesen Tagen wie wild um sich schlug und mehrere Blätter ihrer Vergeltung die erkauschlichen Dinge behandelten. So fühlte der „Radical" am 8. Oktober, dem Tag nach der Bildung des Kabinetts Zaimis, mehrere Spalten der durch den Krieg auf einen halben Bogen reduzierten Zeitung mit sinnigen Betrachtungen über das Steuerpublikum der Schnapsbrennereien zum Selbstschutz, während die „Humanité" an erster Stelle die Kriminalität von Erpressern darlegt, und der „Eclair" seinen Leitartikel dem Sarg des Kaisers Napoleon widmet. Am Tag darauf hat Herr Maurice Barrès noch keinen Standpunkt zu der neuen griechischen Regierung gewonnen und er überläßt seinen Posten an der Spitze des „Echo de Paris" seinem akademischen Kollegen René Bazin zu einem Notschuß über den Verfall der sämtlichen Mehrheitskräften, indessen dem „Journal" die Eröffnung einer Ausstellung in Casablanca als das wichtigste Ereignis des Tages erscheint. Die humoristische Note aber liefert der Oberstleutnant Pris in der „Lanterne", der den Augenblick für geeignet hält, zu erklären, daß er sich bisher mit der Eroberung von Elsaß-Lothringen begnügt habe, jetzt aber seine Ansprüche noch erweitern müsse!

Von der durch die Tätigkeit der Zensur hervorgerufenen Bitternis lassen wir das Blatt „Paris-Midi" Zeugnis ablegen, dessen Leitartikel folgendermaßen seufzt: „Da ich weder ein Schweizer Journalist, noch der Vertreter einer englischen Zeitung in Paris bin, so bin ich offenbar sehr wenig befugt, die Beschlagnahmeschreiben zu kommentieren. Was auf unseren Boulevards dem „Journal de Genève" oder der „Times" erlaubt ist, das ist dem „Paris-Midi" oder „Petit Parisien" verboten. Wenn hundertausend Franzosen die Wahrheit über den Krieg erfahren wollen, so müssen sie zwei oder fünf Sous für ein fremdes Blatt ausgeben, während unsere Nachbarn es für einen Sou erhalten. Seitdem wir Belgien verloren haben, ist diese gleiche Nachricht für einen Sou veröffentlichen. Aber vielleicht ist es doch noch erlaubt, wenigstens die Nachrichten zu kommentieren, die mit der Genehmigung der Zensur den Franzosen zweiter Klasse mitgeteilt werden dürfen, die noch so naiv sind, ein französisches Blatt zu lesen, anstatt sich auf ein ausländisches zu abonnieren . . . Im gleichen Tone klagt u. a. der „Figaro": „Wo ist die Gefahr, wenn man in den französischen Zeitungen Berichte lesen könnte, die in allen ausländischen stehen oder einen Armeebefehl des Generals Joffre, den alle Seier von Schweizer Zeitungen auswendig wissen?" Und im „Radical" liest man: „Wieder drei neue Opfer der Scheere, die nachgerade die hauptsächliche Tätigkeit der Redaktionen geworden ist. Ein Opfer: Socialé — Zensurlücke ist beschlagnahmt worden. Dem „Oeuvre" ist es noch schlimmer ergangen: . . Zensurlücke . . ist gestern Morgen beschlagnahmt worden. Der „Radical" endlich ist aus nicht minder nichtigen Gründen von zweitägiger Beschlagnahmung betroffen worden."

„Ist es denn wahr, daß wir uns länger auf diese Art öffnen lassen? Ich suche vergebens ein zweites europäisches Volk, das sich mit diesem afrikanischen Regime zufrieden gäbe", ruft Clemenceau aus, nachdem er zuvor, von einem 32 Zeilen langen Zensurstrich unterbrochen, geklagt hatte, daß „das einzige Regierungsprinzip der Viviani, Delcassé, Millerand und ihrer Komplizen darin besteht, das Wohl über ihre Interessen und ihrer persönlichen Unternehmungen irregeführen." Und er bedenkt „die Wehrlosigkeit des elyseischen Sumpfes" im allgemeinen und Delcassés im besonderen mit den grimmigsten Erzeugnissen seiner unvergleichlichen Fertigkeit im Hohn, obgleich er, soviel wir sehen, in der Presse der einzige ist, der als entschiedener Gegner der mazedonischen Expedition mit Delcassés einverstanden scheint. Wenigstens weiß das „Petit Journal", das als Organ des Senators und ehemaligen Ministers des Aeußeren Pichon einiges Vertrauen verdient, am 14. d. M. zu berichten: „Am Dienstag Abend erhielt Viviani einen Brief von Delcassé, in dem dieser seine Demission erneuerte. Er erklärte, daß er mit der Regierung nicht einverstanden und gegen die Expedition in Serbien sei. Dieser Brief rasselte bei den politischen Kreisen."

Als Grund von Clemenceaus und wohl auch Delcassés Abneigung gegen die Expedition erscheint namentlich auch das Mißtrauen in die Mitwirkung der Verbündeten, das übrigens auch von den Befürwortern der Balkanfahrt geteilt wird. „Rußland schont sich und legt uns damit nahe, und gleichfalls zu schonen" bemerkt Clemenceau und einem Artikel des „Temps" gegenüber, der die russische Mitarbeit als zweifellos annahm, schreibt er: „Ich verrate kein Geheimnis, wenn ich mitteile, daß Delcassé sich vor kurzem viel weniger zuversichtlich ausgedrückt hat. Darf ich bermuten, daß die Informationen des Ministers aus sichererer Quelle stammen als die des Redakteurs des „Temps"?" Der Unter der Ueberschrift „Gemeinschaftliche Anstrengungen" appelliert er an die „Mitwirkung aller Interessierten", in deren Ermangelung „das ungeungende Zusammenspiel der Bemühungen abermals die Aussichten der Verbündeten in Frage stellen würde". Der „Eclair" beschwört „die andere heilige Einigkeit", nämlich die der Entente-Mächte, und nimmt für sich das Recht, „den Anspruch, von den Verbündeten gefolgt zu werden, ohne sich mit einer übertriebenen Selbstverleugnung noch mehr aufopfern zu müssen." Fliehentlich klingt der Angstruf der „Lanterne": „Rußland hat das Stamentum zu verteidigen, Italien ist dem Schauplatz des Dramas am nächsten und kann den Ausgang bedeuten, sich auf die Seite festzustellen, England steht eine Drohung für Aegypten und Frankreich — Frankreich muß überall den Feind bekämpfen, der sich vervielfältigt!" Ein andermal ruft das Blatt noch mit besonderem Nachdruck Italien an — „das den Dodekanes beansprucht, in Vatona ist, sich für Albanien interessiert und auf Klewanien Rechten hat" — während „Petit Parisien" den Akzent auf die „russischen Interessen" legt und „Echo de Paris" von neuem die „Notwendigkeit einer einheitlichen Leitung im Vierverband" beteuert. Kurz, es ist ein Konzert von vielen Melodien, die nur in dem Unterton der Ratlosigkeit übereinstimmen. Ein Gleichnis, das „Echo de Paris" bringt, kann von der hohen Warte des „Figaro" unbestreitbare Wahrheiten kundtun: „Das Problem", meint er, „liegt in der Zahl der verfügbaren Kontingente. Wir haben weder das Recht, von unserer westlichen Front eine einzige unentbehrliche Einheit wegzunehmen, noch das Recht, zu wenig zahlreiche Einheiten zu vergeblichem Opfer an den Dardanellen zu entsenden. Das Problem ist gewiß schwierig, aber man kann sagen, daß es nicht unlösbar ist." Doch enthält sich „Wolpe", die Lösung zu nennen, für die ihm Viviani ohne Zweifel ebenso dankbar wäre wie Clemenceau, der sich bereit erklärte, „auf den Wink unseres Mandatären im Elysée eine Expedition nach China zu schicken," wenn man ihm zu der Gewißheit verhelfe, die man Truppen, Kanonen und sonstiges Kriegsgerät aus den französischen Linien wegnehmen kann, ohne sie zu schwächen.

Kabinettswechsel in Frankreich?

ℓ Genf, 16. Oktbr. (Priv.-Tel., zenf. Frfkt.) In Pariser diplomatischen Kreisen herrscht nach hier vorliegenden Meldungen die Meinung vor, daß bei Viviani als Ministerpräsident durch die von ihm gutgeheißenen Schritte Delcassés nach mehreren Seiten hin zu weit engagiert habe, um jetzt einen neuen Kurs einschlagen zu können.

Darum hielten er und alle Kabinettsmitglieder es für unerläßlich, daß eine alliierte amerikanische Autorität, wie Leon Bourgeois als Nachfolger Delcassés im Ministerium des Aeußern die überaus schwierig gewordene Aufgabe übernehme.

Chinesische Sklaven in Rußland.

Ueber Kulitransporte nach Rußland bringt die „National Review" (China) einige Angaben. Infolge des Mangels an Arbeitskräften hat die russische Regierung gestattet, daß chinesische Kulis in größeren Mengen für Bergwerks- und Industriearbeiten nach Rußland gebracht werden dürfen. Die Kulis werden durch eine Gesellschaft von Agenten geworben und nach einer ärztlichen Untersuchung mit Pässen versehen und in ein Register mit Nummern eingetragen. Die Registersummern tragen sie für die Dauer der Vertragszeit. Die Kulis werden in großen Mengen für Bergwerks- und Industriearbeiten nach Rußland gebracht werden dürfen. Die Kulis werden durch eine Gesellschaft von Agenten geworben und nach einer ärztlichen Untersuchung mit Pässen versehen und in ein Register mit Nummern eingetragen. Die Registersummern tragen sie für die Dauer der Vertragszeit. Die Kulis werden in großen Mengen für Bergwerks- und Industriearbeiten nach Rußland gebracht werden dürfen. Die Kulis werden durch eine Gesellschaft von Agenten geworben und nach einer ärztlichen Untersuchung mit Pässen versehen und in ein Register mit Nummern eingetragen. Die Registersummern tragen sie für die Dauer der Vertragszeit. Die Kulis werden durch ihren Arbeitgeberin abhängig. Die Kulis werden nach den Urallergwerken und anderen Industriegegenden verschickt, und es ist wahrscheinlich, daß die meisten dieser Tschili- und Schantungbauern, die bisher nur gewohnt waren, sich für Arbeiten in der Mandschurei zu verdingen, gerneigt sein werden, in die Bestimmungsorte zu gehen. Die unbedingte Notwendigkeit der Kulisammelung hat in der Vergangenheit oft zu großen Ungesetzlichkeiten der Arbeitgeber geführt. Was das Geschick der jetzt nach Rußland abtransportierten Kulis bei den dortigen Zuständen sein wird, läßt sich denken.

Der russische Kriegsbericht.

† Petersburg, 16. Oktbr. (Priv.-Tel., Zenf. Frfkt.) Mitteilung des Großen Generalstabes vom 15. Oktober:

Auf der Front bei Dünaburg dauern die Kämpfe an. Der Artilleriekampf spielte sich an vielen Punkten mit großer Heftigkeit ab. Die allgemeine Lage bleibt unverändert. Westlich von Chodosow wurden die Deutschen bei Dorf Gwozdziki und den Friedhof im Norden des Gehöftes Stawarelly. Bei Kobel wurde der Feind über den Fluß zurückgeworfen. Während seiner Offensive in der Gegend der Eisenbahn westlich von Tarnopol wurde der Feind von der Front angegriffen und mit großen Verlusten gegen die Strypa zurückgeworfen. In der Nacht vom 14. Oktober unternahm der Feind seinen neuen Angriff am nämlichen Tage. Er warf sich mit dem Bajonett auf unsere Truppen bei dem Dorf Wolkowynce, an der Strypa westlich von Trembowla. Durch einen kräftigen Gegenangriff wurde der Feind zurückgeworfen. Er ging sich in vollständiger Unordnung in seine Schützengräben zurück. In der nördlichen Gegend ergriff der Feind gestern ebenfalls die Offensive. Unsere Abteilungen, ließen ihn bis auf eine sehr kurze Entfernung herankommen, schritten dann zu einem energischen Gegenangriff und warfen den Feind neuerdings bis gegen die Strypa zurück.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse Serbiens.

Serbien hat einen Flächeninhalt von 84 000 Quadratkilometer und eine Bevölkerung von 4,4 Millionen Seelen; wie in fast allen südosteuropäischen Staaten überwiegt auch hier männliche Geschlecht nicht unerheblich. Das Land zeigt unter allen Balkanstaaten die größte Volksdichte (52). Die vorherrschende Konfession ist die griechisch-katholische. Die Hauptverbrauchsquelle der Bevölkerung ist die Landwirtschaft. Der Boden ist im allgemeinen ergiebig, jedoch erst zu einem Drittel landwirtschaftlich bebaut. Die Gemüsegärten Serbiens sind im intensiver Wirtschaftsbetrieb. Mit Weinpflanzungen, Umfang ein Drittel des ganzen Landes ist mit Wald bedeckt; der verbreitetste Waldbaum ist die Eiche. Die Forstwirtschaft ist noch recht primitiv. Unter den Ackerfrüchten haben Mais (1911: 600 000 Hektar) und Weizen (400 000 Hektar) die größte Verbreitung; erst in weitem Abstande folgen Gerste, Hafer (je 100 000 Hektar) und Roggen (50 000 Hektar). Der Ertrag an Kartoffeln ist minimal. Fast 200 000 Hektar sind mit Pflaumenbäumen bepflanzt, 2000 Hektar mit Tabak und 30—40 000 Hektar mit Wein. Auch der Seidenbau ist neuerdings in großem Aufschwung begriffen; die Ausfuhr von Kokons allein hat einen Wert von 1 Million Mark. Die Viehzucht ist sehr ansehnlich; doch liefe sich noch viel tun, um sowohl die Qualität wie die Quantität der Tiere zu heben. Es waren bei der Zählung im Durchschnitt auf 150 000 Pferde, 1 Million Rinder, 800 000 Schweine und 4 Millionen Schafe. Die Schweinezucht, der namentlich die vielen Eichenwälder zustatten kommen, ist in letzter Zeit merklich zurückgegangen.

Was die Industrie anbelangt, so steht sie noch in den ersten Anfängen; in den letzten Jahren haben allerdings viele ausländische Gesellschaften, darunter auch zahlreiche deutsche, in ihrer Hebung beigetragen. Außer der überall verbreiteten Hausindustrie (Textil-, Holz- und Gerbereiwaren) finden sich zahlreiche Bierbrauereien, Brennereien, Mühlen, Tuch-, Zement- und Tabakfabriken (letztere monopolisiert). An Mineralien ist Serbien reich, doch werden diese erst in geringem Umfange ausgebeutet. Nachgewiesen sind u. a. Antimon, Quecksilber, Kupfer, Eisen, Mangan, Blei, Zink und Zink. Der Handel zeigt eine mächtig ansteigende Tendenz, ist jedoch großen Schwankungen ausgesetzt. Die Ausfuhr ist selbst in ungünstigen Erntejahren größer als die Einfuhr. Der gesamte Außenhandel belief sich 1910 auf 145 Millionen Mark, hiervon entfielen 80 Mill. auf den Export. Die wichtigsten Ausfuhrartikel Erzeugnisse des Ackerbaus und der Viehzucht (87 pCt. des gesamten Exports), darunter namentlich Mais und Weizen. Als Bestimmungsländer kommen in erster Linie die Türkei und Deutschland, weiter Oesterreich und Belgien in Frage. Unter den Importländern steht Deutschland bei weitem an erster Stelle (30 Mill. Mk. — 49 pCt.); es folgen Oesterreich (13 Mill.) und England (9 Mill.). Die wichtigsten Importartikel sind Metalle, Maschinen, Textilwaren und Pelzer. An Eisenbahnen mangelt es noch sehr (weniger als 1000 Kilometer Länge); für den Auslandsverkehr kommt nur die Orientlinie Wien—Belgrad—Rich—Sofia und die Verbindung mit Salonik, die bei Rich von der Orientlinie abzweigt, in Frage; alle anderen Bahnen sind von sekundärer Bedeutung. Haupt- und Residenzstadt des Landes und zugleich ein wichtiger Handels- und Stapelplatz ist Belgrad mit 92 000 Einwohnern, am rechten Donauufer gelegen. Unter den Industriezweigen sind zu nennen die Tuch-, Tabak-, Leder- und Waffenindustrie. Südlich von Belgrad finden sich Silber- und Quecksilbergruben. Andere Handelsplätze sind Semendria, Orsova und Negotin an der Donau (letzteres hat auch ansehnlichen Weinbau), sowie Schabatz an der Save (13 000 Einwohner), Kragujewatz von Kupria (bei Sense) finden sich mächtige Steinkohlenflöze, ebenso an der Ostgrenze und bei der Stadt Poscharewatz (14 000 Einwohner). Wichtiger Eisenbahnknotenpunkt und starke Festung ist Nisch (25 000 Einwohner), an der Morawa gelegen.

•

Das serbisch-griechische Bündnis.

London, 16. Oktbr. (W. T. B. Nichtamtlich.) Das Reuterische Bureau erfährt, daß der griechische Gesandte Grey formell die Note seiner Regierung mitgeteilt hat, in der erklärt wird, daß das griechische Kabinett den Bündnisfall des griechisch-serbischen Vertrages nicht für gegeben erachte. Griechenland sei unter den gegenwärtigen Umständen nicht verpflichtet, Serbien zu helfen.

Italien und die Balkan-Aktion.

○ Lugano, 16. Oktbr. (Priv.-Tel., zenf. Frfkt.) Die hier eingetroffenen italienischen Blätter liefern weitere Belege für das gründlichen Umdichten der Tatsachen durch die Presse, die gestern noch jede Forderung der italienischen Teilnahme am Balkanfeldzug unerbittlich unterdrückte, heute bedeutende. Es ist seit längerer Zeit vergessen, und das sich Lesk nicht zu einer neuen Auflage entschließen konnte, nur in einem anstatistischen Druck zu haben.

Als Lesk es veröffentlichte, war er in gewisser Hinsicht bereits darüber hinausgewachsen. Er besaß für seine Zeit eine erhebliche Gelehrsamkeit auf dem Gebiet der Geschichte der Philosophie, aber er dachte nicht mehr daran, sich an jenem historischen Stoffe zu beschränken. Schon die Fichte-Arbeit zeigt eine systematische Orientierung, und dem systematischen Denken wollte er sich widmen. Trotzdem hatte er kein eigentliches Zentrum damals noch nicht gefunden. In der Erkenntnistheorie schloß er sich in wesentlichen an seinen Lehrer an, und es reizte ihn, von diesem Standpunkt aus das Problem des logischen Denkens zu durchdenken. Bereits in seinen Doktorexamen hatte er Nationalökonomie und Staatsrecht als Nebenfächer gewählt. Nun vertiefte er sich von neuem in juristische Probleme, je er hat vorübergehend an ein gründliches Fachstudium des Rechts gedacht, um auch auf einem Gebiet der Spezialwissenschaften zu Hause zu sein. Doch merkte er bald, daß das seine Kräfte zu sehr zersplittern würde, und es waren ja im Grunde genommen auch nur rechtsphilosophische Fragen, die ihn angogen. Verloren aber blieb diese Zeit für ihn nicht. Ihre Früchte sind niedergelegt in einer gedankenreichen programmatischen Abhandlung über Rechtsphilosophie, die nicht nur bei Philosophen, sondern auch bei Juristen viel Beachtung gefunden hat. Im übrigen war die Jurisprudenz für ihn nur eine Episode. Von der Peripherie trieb es ihn wieder ins Zentrum, und er dachte, da er über seinen Beruf nicht mehr im Zweifel war, auch an eine Habilitation. Ich weiß nicht, ob er bei dem er schon als Studentenvertreter gewohnt hatte, empfing ihn auf das liebenswürdigste und war gerne bereit, an der Heidelberger Universität seine Niederlassung zu befürworten, die im Januar 1905 mit einer Antrittsrede über „Hegel und die Aufklärung" erfolgte.

Die nächsten Jahre gehörten ganz der akademischen Lehrtätigkeit, und bald waren es besonders die philosophischen Seminarübungen, die ihn wissenschaftlich beschäftigten. Seine ungemein eindringliche Art, zu sprechen, zog viele Studenten an, und besonders in den ersten Semestern hatte er einen ausgezeichneten Lehrerfolg. Je selbständiger seine Gedanken sich gestalteten, um so schwieriger wurden freilich seine Vorlesungen, und so hat er später nur auf einen kleineren Kreis, aber immer dafür um intensiv gewirkt. Das Dozieren bereitete ihm große Freude, und fast noch mehr als das Kolleg schienen ihm die Seminarübungen fruchtbar, in denen er es vortrefflich verstand, die Studenten zum selbständigen Arbeiten anzuleiten. Seine Tätigkeit als Lehrer veranlaßte ihn auch, seine geschichtlichen Studien wieder aufzunehmen, und besonders die antike Philosophie, an die er als gereifter Mann mit neuen Gesichtspunkten herantrat, hat ein eigenes Denkmal bekommen. Soweit es sich historisch ableiten läßt, kann man es als den Versuch bezeichnen, eine Synthese zwischen der platonisch-aristotelischen Philosophie und dem modernen Kantianismus zu stande zu bringen.

Doch ging er in Heidelberg noch weniger als in seiner Studentenzeit in wissenschaftlicher Arbeit auf. Er knüpfte mannigfaltige persönliche Beziehungen zu wertvollen Menschen, besonders auch zu Frauen an, Freundschaften, die ihn lebhaft in Anspruch nahmen, und die er meist intensiv zu gestalten wußte. Außerdem hatte er das Bedürfnis, zu reisen, um die sinnliche Anschauung der Welt in sich einzusaugen. Dabei waren es nicht so sehr fremde Länder, sondern Deutschland, dessen Landschaft und Architektur ihn fesselte, und seine größte Liebe gehörte seiner Heimat, der Mark Brandenburg, in deren Gebiet hinein er bewandert war wie wenige. Ihm über die Bodseeingolf z. B. bei Klosters Chorin sprechen zu hören, war höchst anziehend. Nur lag es leider nicht in seinem Wesen, sich längere Zeit undefangen den Freuden des Lebens hinzugeben. Er kam mit seiner wissenschaftlichen Arbeit nicht so schnell vorwärts, wie er es wünschte, und er quälte ihn um so mehr, als er fürchtete, er würde nie das leisten, was man von ihm erwartete. So blieb Unruhe und Unausgeschlossenheit in seinem Wesen. Doch hat er sich trotzdem zeitweise durchaus glücklich gefühlt. Wenn Sie meine Heidelberger Existenz sich denken, schrieb er mir im Dezember 1907, „so werden Sie mit Recht finden, daß sie eigentlich beneidenswert ist, den wertvollsten Menschen, die dort leben, darf ich behaupten sein, und dann werde ich obendrein von ihnen für etwas viel Lieferes und Ernsteres und Schwereres gehalten, als ich in Wahrheit bin. Doch will ich mich darüber nicht grämen, sondern mir immer sagen: Freilich, das höchste Glück in einer Ehe, das er anstrebte, hat er nicht gefunden, und das ist tief zu beklagen; denn als echter Mann brauchte er eine Frau, und auch zu Kindern stand er in einem innigen Verhältnis. Niemand hat ihn ganz gekannt, der nicht einmal sah, in wie entgegenter Weise er mit ihnen zu spielen wußte. Das bekannte Rosenzweigsche Lied „Ich bin ein Spielmann" (Lartesius) verstand er geradezu virtuos sangen zu lassen, und welche prachtvollen Seifenblasen flogen zum Fluder der Kleinen in die Luft, wenn er ihnen dabei half.

Auch ging sein leidenschaftliches Temperament bisweilen mit ihm durch, und Fehler, von denen er gewiß nicht frei war, konnte dann niemand schwerer nehmen, als er es tat. Mit den bitterlichen Vorwürfen und Selbstanklagen hat er sich gequält. Ein wirklich unglücklicher Mensch ist er trotzdem nicht gewesen, wie manche es auch glauben. Gewiß hat er stets müssam mit dem Leben und den Gedanken gerungen, die ihm sich mit Zweifel auch an seinen Fähigkeiten und seiner menschlichen Bedeutung geplagt. Wer ihm genüge, dem werde er nie genügen können: das war die Sorge, die oft über ihn kam. Aber wirklich verzweifelt war er nie. Dazu hing er zu sehr an seiner Arbeit, dazu glaubte er viel zu innig an die Sache, der er diente, und ebenso wie seine wissenschaftlichen Gedanken sich immer mehr formten, drang er auch persönlich zu größerer Klarheit durch. Sein Leben verlief, als Ganzes gesehen, in aufsteigender Linie, und seine innere Zuversicht und Festigkeit wuchs.

Das Jahr 1910 brachte die Vollendung seines ersten systematischen Werkes. Es erschien unter dem Titel: „Die Logik der Philosophie und die Kategorienlehre", und es wurde Ausdruck seines Verständnis für bezeichnete Schriften vorhanden ist. Ein ungemein umfassendes Programm für die theoretische Philosophie wird darin entwickelt, das als Programm unter den Büchern unserer Zeit nicht feineglichen hat. Es ist anregend in jeder Zeile und trägt einen großen, in hinreißenden Zug. Es eröffnet sachlich weite, übersichtende Perspektiven und zeigt zugleich eine Form und Inhalt ganz das persönliche Gepräge seines Urhebers. Es vertritt eine Zweiwertentheorie, einen schroffen Dualismus des Unsinnlichen und des Sinnlichen, verbindet jedoch die beiden Welten aufs engste miteinander, indem es nachweist, daß die eine ohne die andere keinen wahren Bestand hat. Was in Lesk selbst lebte, der Antagonismus zwischen abstraktem begrifflichem Denken und Hingegebensein an die sinnliche Anschauung, das ist hier gewissermaßen ins Weltall hinein projiziert, und nirgends handelt es sich dabei um eine bloß persönliche Angelegenheit. Das Werk steht in Fühlung mit den größten Gedanken der Vergangenheit und zieht in eigenartiger Synthese die Linien der bisherigen Entwicklung zu ziehen, um sie zum Fundament eines ragenden Neubaus zu machen. Die Gedanken sind vorgetragen in einer Sprache, die Lesk zum Teil sich selbst geschaffen hat, und die ebenfalls ganz das Gepräge seiner Persönlichkeit trägt. Für die bloßfliegen Abstraktionen sucht er nach einem möglichst anschaulichen und bildrattionen Ausdruck. Man könnte von einem familich-abstrakten Denken reden, in dessen Formulierung vielleicht manches etwas gewaltsam erscheinen; aber

[1]) Das Buch ist ebenso wie seine späteren Werke im Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen erschienen.

Salonik.

Von Alfons Paquet.

Die alte byzantinische Hafenmauer von Salonik liegt jetzt in jenem Viertel der Geschäftshäuser und der noch dem Vorbild von Triest gebauten Lagerhäuser im Westen der Stadt. Sie liegen dicht an wenig über das Meer gehoben ist. So hat sich ja seit alter Zeit die gesamte Küste Griechenlands verändert durch Erdbeben und Arbeit des Meeres, Sinken und Auftreiben des Landes. Dörfer, die früher am Strand lagen, sind tief in das Land gewichen, Türme fester Landstädte stehen jetzt mitten in der Flut. Von der Stadt, die sich mit gleichmäßig geschnittener Häuserzeile am weitgebogenen Golfen des thermäischen Golfes ausbreitet, und deren Dächermenge von dem Meer gesehen wie ein roter oder grauer hackter Berg erscheint, steckt das Aelteste, das Tausendjährige, in der Erde. Aber bei dem ehemaligen Güterhof der Maltesserritter wird die aus Felsbrocken gefügte Stadtmauer wieder sichtbar, wenn auch niedrig wie eine Hacke; und sie erhebt sich, dann als ein ungeheures steinernes Band. Ohne eine Brücke unterbrochen, bildet dieses mittelalterliche Bauwerk die Stadt. Es umfaßt den zum Meer gewendeten Felsenabhang und bildet oben gegen die Wildnis einen schützenden Rücken. Wer diese riesige, zwölf Meter hohe Mauer umschreitet, der wandert zwei Stunden lang unter Mühsalen, doch sicherlich voll mit Kraftfreude. Sie ist das Werk zweier, wuchtiger Baumeister. In den rauhen, und doch unendlich gleichmäßigen Gefüge der alten schmalen Ziegel sind einige besonders kunstvoll gearbeitete Stellen, ein Kreuz, ein Meßstrich oder auch eine Zahl; geheimnisvolle Merkzeichen, deren Bedeutung niemand mehr zu lagen wüßte. Unten im Tal, wo jetzt die von den Türken gebauten, unpersönlich Truppen lagern mögen, liegen alte Mühlen in Büschen versteckt. Vor dem niederen Hügel, der den Namen des heiligen Paulus trägt, breiten sich uralte Grabfelder. Lehmhütten liegen dort unter allen Bäumen, deren Stämme von den jetzigen Besitzern der Aecker mit weißer und blauer Oelfarbe angestrichen worden sind, als ob sie Wunder bewirken könnten. Zwischen Im Gerüll der Felsenbäche weiden magere Rinder bei den Feigenbäumen; um die ärmlichen Dorfsitten wittert noch jener belgende Geruch von verbrannem Mist, der das Zeichen der alten holzarmen Türkenwirtschaft ist. Steht man aber oben auf der Höhe des Berges, so schaut man weit in Westen hinein, wo die Trapezförmigkeit Pellas und die reichbestellte Ebene des Vardarflusses, die sich zu den fernen mazedonischen Bergen hin verengt. Gen Osten dunkeln die Vorberge der chalkidischen Halbinsel aus dem Meer. Dort auf einer der drei ins Meer weit vorgestreckten Zinken sind die stillen Athoklöster, fern der Welt, echt mittelalterlich. Schwarz und faltig gekleidete Mönche kommen fast jede Woche, der Einkäufe wegen, auf einem der kleinen Küstendampfer nach Salonik. Sie haben dort seit allers ihre Abgelegenheiten.

Der Wanderer rastet hier oben, vielleicht bei einem Ziegenhirten, unter dem Blätterdach uralter Platanen. Er entdeckt hier die Mühe einer reichen Wasserleitung, deren Röhrenen sich immer wieder füllen und mit schön gemeißelten Steinplatten bedeckt sind. Er kehrt dann in die Stadt zurück durch das schräg einsetzende Tor der Zitadelle, die jetzt als Gefängnis dient und den obersten Teil des Mauergürtels bildet. Das alles war einmal von den Normannen, den Lateinern und den Byzantinern, die den Griechen gewaltsam wieder dann von den Türken erobert. Noch scheint es trügerisch zu sein, obgleich die Herrschaft nun dem neuen Hellas zufiel. Man schreitet steile Gassen hinab auf gewachsenem Fels. Es ist ein Tag des Weinrausches; hinter allen Gartenhäusern hier tanzen Jünglinge, ernst und taumelnd, zum Klang der Geige, die Burschen mit Mädchen, die in alten, goldene Tracht gekleidet. Kinder, mit Blumen geschmückt, tragen helle, mit Silber durchwirkte Festtagsfleidchen, ihre Handschuhen und Nägel sind hochrot gefärbt. Schwarz verhüllte Frauen stehen vor den Türen. Sülzigkeitenverkäufer gehen umher; die Traggestell zeigt aber nicht mehr die pupperene Haltmonde, sondern zwei Fähnchen mit blau und weißen Streifen. Bis zur halben Berghöhe hinab sind die Gassen fast kändlich, die Gartenmauern ohne Lücken, die Fenster doch angebracht und von hölzernen Gittern verdunkelt wie in Stambul oder Bagdad. Auch ragen aus den Höfen dieser Gegend Minaretts gen Himmel, aber nur wenige noch erstrahlen am Abend von jenem Lichtschein, zu jährerer Feierstunde. Denn die Moscheen sind wieder Kirchen geworden und das christlich-abendländische Volk schleicht nicht mehr in Heimlichkeit dorthin zu den wunderätzigen Grabkapellen. In diesen mehrschiffigen, noch kahlen Kirchenhallen stehen jetzt wie Feuerschein die Reizgehälter und goldenen Bilder des orthodoxen Kultes; Kerzenlichter und Weihrauchduft hängen und in ihren Nischen, blauweiße Kreuzesbanner und gelbe Tücher mit dem zweiköpfigen schwarzen Adler, Fahnen der Träume und der Festtage.

Viele Gassen, schmal wie Bäche, rinnen den Berg hinunter, aber wie quer Straßen durchziehen die Stadt in der Breite. Die Leute wohnen in Gruppen, die unwahrscheinlich wie in ihren Kleinbandelsgewöhnen und Hofeingängen, führt auch der entlegenen Gegend des Bahnhofs, von den Schienen, die nach Belgrad und Wien hinauffführen und künftig auch den Anschluß an die griechischen Bahnen finden werden, zur westlichen Seite der Stadt herein und führt auf der andern hinaus in einen breiten Boulevard, durch einen ottomanischen Eisenbogen von kostümmäßiger Skulptur. In den zahllosen, kleinen und dichtbewohnten Häusern, diesen vielen Höfen und Sackgassen soll alltäglicher Märkte, Kinderschulen, Fuhrhalterien, Schmieden und Trödelläden, herrscht Lärm und Schacher, Schmutz und Gestank genug. Nur der Platz vor dem Regierungsgebäude, dem großen gelblichen Kasten, dessen Fenster die Stadt überschaut und an diesem rückwärtigen Anbauingängen Bittsteller in langer Reihe lagern, ist frei. Hier halten Droschken, das Geschirr der Gäste ist mit Silber beschlagen, wer weiß aus welchen Zeiten alter Herrlichkeit.

Beinahe achtzigtausend spanjolische Juden wohnen in Salonik. Sie machen mehr als die Hälfte der Bewohner aus. Viele haben Geschäfte und Bootsleute am Hafen. Die andern haben Geschäfte in Gewerbe und Handel in Genieve der Stadt, Schreibstuben im Viertel des Großhandels, in der Nähe der Banken und der Zollhalle. Die Gebildeten haben ihre Klubs, ihre politischen und religiösen Vereine, ihre eigenen Zeitungen in hebräisch und französisch. Sie lernen nun griechisch und sprechen es noch nach einer Zeit der Entwöhnung im neuen Griechenland bemerkbar machen. Ihre einige bahnbrechende modernistische Unruhe gab in früheren Jahren dem zur Macht gelangten jungtürkischen Komitee seine Impulse. Aeltere Frauen dieser Sephardim tragen noch das buntgestickte Käppchen und das weitausgeschnittene Mieder, die Tracht ihrer verschollenen Heimat Spanien; die jüngeren Generationen nimmt sich Wien und Paris zum Vorbild. Der feierliche Gebrauch zum roten oder schwarzen Fez aus der Türkenzeit ist unter der neuen Herrschaft fast verschwunden, selbst die Aelteren im Hafen tragen allmählich den Turban und den Fez nicht mehr. Die eigentlichen Griechen in der Stadt werden wohl bald zusammenschmelzen, die Moslemmassen schmelzen dahin, die Kolonien der übrigen europäischen Völker zählen noch hundertes; aber sie sind reich an Schulen, Konsulaten und Bankgebäuden, Warenhäusern in der Hafengegend und Landhäusern vor der Stadt.

Wenn man den Berg hinunter kommt, in die Nähe des Hafens, so werden das Gesicht westlichsch. Hier sind Bleichfelder an den Gärten, und in ihnen Schafscherern stehen alle die lockenden Waren aus dem westlichen Europa, der modische Putz, der Aufsatz der Zigarrenhändler, das Wiener Gebäck neben türkischem Zuckerzug. Vor den Geschäften der Uferstraße stehen auf dem Pflaster die Stühle und kleinen Tischchen der Kaffeewirtschaften. Und dort brodelt, sobald die Abenddämmerung kommt, das unerschöpfliche Gespräch der Menge wie ein laues Bad, untermischt mit dem Säbelrasseln der Offiziere und dem Händelsuchen der Gäste, die den Kellner oder den Schuhputzer verlangen, und den eifrigen heiserhellen Ausrufen der Zeitungsverkäufer. Aber mit einem Male ist die Straße verstummt, Stille steht man über die Köpfe dieser in friedlichem Tumult bewegten Menge hinweg den tiefblauen Glanz der Bucht mit den schwarzen Umrissen vieler Schiffe, und gegen das Feuerrot des Himmels ein fernes Gebirge, unnahbar, jenseits der Meeresfläche. Es ist der Olymp in seiner herrlich tiefen, violetten Glut.

Der Besitz dieser Stadt bildet den Stolz des athenischen Griechenland, das aus karger Armut zum Range einer Mittelmeermacht emporstieht. Man feiert die Jahrestage der Befreigreisung wie ein Volksfest, mit Umzügen und einem großen Aufwand von blau und weiß gestreiften Leinen, mit dem man selbst die Pfosten der Ehrenbogen umwickelt. Ein ernster Ernst, ein Stolz, in Haltung, Gang, schwarzer Tracht, hält Ordnung in der Stadt. Man bemerkt überall die in grünliches rauhes Tuch gekleideten Soldaten. Viele aus Amerika sind darunter, Man traf sie nach dem Kriege zahlreich in den mit Menschen geflüchteten, billigen Kaffeehäusern Athens; die langweilten sich, sprachen von Besserhalb den Rückkehr nach Amerika, doch kamen sie von ihnen in Neu-Griechenland geblieben. Das Volkswirtschafts-Ministerium hat große Pläne für die neu eroberten Gebiete; es plant die Ausnutzung von Wasserkräften, die Weckung des Handels und der Industrien. Die Einfuhr und namentlich die Ausfuhr war unlängst noch sehr zu Gunsten Griechenlands. Es lieh sich von Mazedonien, dem großen Hinterland der Stadt, das einst der Einfuhr fast ohne Zölle offen stand, nur ein Teil in griechischen Händen. Das größere Stück nahm Serbien, und diesem Lande hat man vom Hafen einen besonderen Teil eingeräumt. Die wirtschaftliche Zukunft Salonik's hängt von Serbien für Ost und Nord ab, nur, vom türkischen System des Freihandels einen Uebergang in das griechische Hochschutzzollsystem zu finden, es gilt auch, die Kapitelfest für den neuen Entwicklungsgang zu beschaffen. Nur eine lange Zeit des Friedens wird sie geben.

Durch die Stadt ziehen die türkischen Auswanderer und rasten in den Höfen der Moscheen. Gleichgültig lagern sie hier, die Männer mit weißen Turbanen, ihre Weiber, hinter ihren Hemden und schwarzen Hosen, Frauen schwarz verhüllt, die Kinder in ihrem blumigen Kleidchen, auf Stößen bunter gefütterter Decken, mit ihren Kissen und verschlossenen armseligen Truhen. Die Kinder spielen hinter den verwitterten hölzernen Säulen am Aufgang der verschlossenen Moschee, an Ruinen, die sich in die Mauern hineinfressen, und in einem Marmorwerk von blassem Rosa Landschaften hingemalt sind, Ebenen mit Bäumen, Bächen und grünen Wiesen, wie sie das Auge wandernder Wüster liebt. Schwärme von Raben kreisen in der blauen Luft. Wie schön in ihrer Vergessenheit sind die von hohen Gitter ganz umschlossenen, mit wilden Gewächsen bewachsenen Höfe, in denen die verfallenen aus schneeweißem Marmor stehen. Es sind Steine mit Girlanden und Blumenranken im allerzierlichsten Barock mit krausen Inschriften, die in Form von Krügen und Blumen geschrieben sind, vergoldet, wie steile Spuren eines untergegangenen Reichtums hier mitten in der Armut, steile Spuren einer von Europa unterbrochenen Kultur. Es ist ein Gefühl, daß nicht in diesen Gassen und in diesen Alterstümern. Sie kommen sich an den Hafen, sie erfüllt im abendländischen Viertel der Kontore, der Lager, des Bahnhofs, und ihre Vertreter wohnen in den neuen Villen, deren Viertel östlich von der Stadt mit gepflegten Gärten an dem blauen Meere liegt. Dort ganz am Ende, hinter hohen Mauern eines dunklen Parks, versteckt sich die berühmt gewordene Villa Allatini, die eine Zeitlang Aufenthalt des entkommenen Sultans war. Noch heute die Häuser der Reichen in den Gärten keinen Stil, der klar und zierlich wäre wie die Bauart schöner Landhäuser in südlichen Ländern. Es ist etwas von allem da: der Stil neudeutscher Villen, Schweizer Chalets, aber selbst normannische Burgen. Das alles entkommt nur nur, wo wohl Kame reichgewordener Leute und ihre Verhältnisse, wie wohl in mehr in Europa gemeint sind. Die Menschen von Salonik sind vielleicht noch immer und auch für die Zukunft ein wenig wie jene, an die einst Paulus seine beiden bittern, und doch so vorsichtigen Briefe richtete: Verzweifelung, daß sie das Ende der Dinge leibhaftig erfahren und für ihren Glauben hingeben müssen, wie Paulus ihnen schrieb, noch durchdringender baneben die Warnung vor Abergläuben, Müßiggang und Leben in den Tag hinein. Hier war die erste Christengemeinde, die der Apostel auf europäischem Boden gewann; er hatte sie gegen die Feindschaft entschlossener Gruppen zu verteidigen. Die Geschichte von Salonik sind gewohnt, zwischen zwei Welten zu lavieren. Abendland und Morgenland treffen hier zusammen und erzeugen bunte Mischungen, und alles lebt im Handel und Getriebe einer reichen Hafenstadt.

England.

Ein deutsch-englisches Seegefecht?

Kopenhagen, 16. Oktbr. (W. T. B. Nichtamtlich.) „National Tidende" meldet: Am Mittwoch morgen fand in der Nähe der Insel Moeen ein Treffen zwischen einem deutschen Kreuzer, zwei großen deutschen Torpedobooten und einem englischen Unterseeboot statt. Gegen 1½7 Uhr vormittags hörten die Küstenbewohner und die Besatzer des Leuchtturmes Kalkgrund eine Kanonade, die 5 Minuten ununterbrochen anhielt, so daß die Fenster weithin im Lande klirrten. Soweit man von der Küste beobachten konnte, hatten die deutschen Schiffe ein englisches Unterseeboot entdeckt, daß sie zu beschießen begannen, während sie selbst rundherumfuhren, um einem Angriff des Unterseebootes zu entgehen. Um 8 Uhr hörte man eine mächtige Explosion, sofort verschwand ein deutsches Torpedoboot, von einem englischen Torpedo getroffen, in die Tiefe. Der deutsche Kreuzer und das andere Torpedoboot nahmen jetzt sofort Kurs südwärts. Das Unterseeboot tauchte darauf auf und lag eine Zeitlang an der Stelle, wohin es wiederum verschwand. Von der Küste wurde scharf in Richtung Gedser, ob man der Mannschaft oder Wrackstücke des gesunkenen Torpedobootes erblicken könne, aber bis zum Abend wurde nichts bemerkt. Abends kamen einige deutsche Schiffe zu der Stelle, wo die Torpedierung erfolgt war, und beleuchteten stundenlang das Wasser mit Scheinwerfern, ohne etwas zu finden; sie fuhren darauf fort. Weitere Nachrichten über die Größe des gesunkenen Bootes sowie über die Anzahl der Besatzung liegen bisher nicht vor. (Zusatz: An zuständiger Stelle ist wie wir erfahren, über Seegefecht nichts bekannt, ebenso wenig vom Sinken oder der Beschädigung eines deutschen Kriegsschiffes. Wahrscheinlich hat die Explosion einer Mine Veranlassung zu dem Gerücht gegeben.)

Greys „entmutigende Rede."

London, 16. Oktbr. (W. T. B. Nichtamtlich.) Die „Daily Mail" schreibt in einem Leitartikel: Die Erklärung Greys hat auf das Parlament einen entmutigenden Eindruck gemacht und wird ihn auch auf die Nation machen. Grey scheint nicht zu erkennen, daß er Fehler zu entschuldigen hat. Wir können ihm verstehen, daß die gedrucken Urteile im Vergleich zu den mündlichen noch nur nichts sagen. Diese Verkennungen sind bedenklich und werden von der Geschichte scharfe Urteile nicht verfeinern. Grey gestand tatsächlich seine Hilfslosigkeit ein, indem er die Schuld an dem Mißerfolge der Diplomatie dem Heere zuschrieb. Unsere Diplomatie scheint von dem Gedanken durchdrungen zu sein, daß man, solange sie ernsthaft und würdig bleibt, nichts weiter von ihr verlangt. Die Sache ist, daß sie schlimmer, als wir in der Rede Greys keine Anzeichen von Tatkraft, Schnelligkeit und Gründlichkeit erkennen können, die allein die Lage noch retten könnten.

Scharfe Kritik der Steuerpläne.

△ London, 15. Oktbr. (Priv.-Tel. Indirekt.) Während der Verhandlungen im Unterhaus über den Etat wurde eine lebhafte Kritik des neuen Besteuerungssystems geübt. Der Liberale Lough sagte, daß der Schatzkanzler früher Ehrenschreiber der Freihandelsunion gewesen sei, und daß er glaube, daß der Zollkrieg Max Kennedy in zufriedigen Lagen ebenso „berühmt" werde, wie der Max Kinkens in den Freiheitskriegen. Es scheint, daß er sich ebenso nichtig, wenn nicht ebenso gefährlich für die Interessen des Landes erweisen werde, zu dessen Nutzen er eingesetzt worden sei. Der Arbeiterbeleigerte Snowden gab seine Zufriedenheit zu erkennen, daß eine Anzahl schutzzollfreier Steuern wieder fallen gelassen worden sind. Er sprach sich für höhere Steuern aus, besonders für solche Steuern, die bewiesen sollen, daß gerade die unteren Klassen der Steuerzahler am heftigsten betroffen würden, bei den Einkommen unter 200 Pfund im Jahre, bei dem der Steuerzuschlag 100, 200 und selbst 600 Prozent betrage. Der Ire Dillon legte dar, daß die Steuerpläne eine besondere Belastung Irlands bedeuten. Die Klasse, die jährlich 160 bis 300 Pfund einnehme, könne die Steuern in solchen Fällen beispielsweise nicht aufbringen. Die Kenner Bureaugesellschaften, die Lehrer, die arme Geistlichkeit und die kleinen Lehnsmänner haben. Eine sehr bittere Stimmung wegen der Ungerechtigkeit der neuen Steuergesetze greife um sich und diese Bitterkeit werde noch begründet werden durch die Rede, die für die Geistlichkeit Irlands bestimmt sei. Es könne sehr gefährlich werden. Allgemein forderte man, daß zuerst den reiche Mann seines Geldes entledigt werden solle, und dann wolle man zusehen, wie man sich zu der Frage, daß den Aermeren das Leben genommen werden solle, stellen wolle.

Der Liberale Montague fragte, ob es sich um Dinge handeln würde, den deutschen Militarismus zu bekämpfen, so würde man die Steuervorlage als das verdienstlichste, vollste Stück finanziellen Schreckens begrüßen, der jemals in diesem Lande vorgeschlagen worden sei. Nicht alle Leute im Lande sähen genau ein, wie groß die Last sei. Seit dem laufenden Jahr werde die Ausgabe auf 1590 Millionen Pfund geschätzt und die Einnahmen auf 305 Millionen Pfund, woraus ein Defizit von 1285 Millionen entstehe. Für das nächste Jahr werde die Ausgabe 1825 Millionen betragen und die Einnahme eine 387 Millionen, wodurch ein Defizit von 1438 Millionen entstehe. Hierauf gehe hervor, daß die Zahlen, die wir die Regierung auferlegt werden, nicht weniger als zwei Drittel des gesamten nationalen Einkommens betrügen. Im weiteren Verlaufe seiner Rede forderte Montague zu energischer Sparsamkeit auf, wie beim Oberkommando bei gesunkt Geldern eine Ersparnis möglich. Der Wann, der sich nicht so weit bringe, die nicht direkt nützigen Gegenstände zu entbehren und sein Leben vollständig umzuändern, sei nicht in der Lage, dem Lande sein Einkommen herzuleihen und seine Pflicht zu tun. Der Unionist Henderson leete dar, daß die Schuld am Ende des Krieges eine Milliarde betragen würde, was eine mögliche Belastung von 190 Millionen Pfund pro Jahr bedeuten würde.

Die Entente-Anleihe.

London, 16. Oktbr. (W. T. B. Nichtamtlich.) Meldung des Reuterschen Bureaus aus New York. Die englisch-französische Anleihe ist durch die Mitglieder der Kommission und Pierpont Morgan als Vertreter des amerikanischen Syndikats unterzeichnet worden.

New York, 16. Oktbr. (W. T. B. Nichtamtlich.) Das Uebernahme-Syndikat hat den Gesamtbetrag der englisch-französischen Anleihe von 500 Millionen Dollars einen größeren Teilbetrag, den man auf 150 bis 300 Millionen Dollars schätzt, von der öffentlichen Zeichnung zurückgezogen.

Krieg und Geburtenhäufigkeit.

Es ist selbstverständlich, daß im Verlaufe eines Jahres, in dem die meisten jüngeren Männer im Felde stehen, die Zahl der Geburten abnimmt. Das Kaiserliche Statistische Amt hat nun bereits eine Zusammenstellung veröffentlicht, aus der wir die relative Geburtenabnahme, die in den Städten festgestellt wurde, wiedergeben.

Zahl der Lebendgeborenen in der Zeit vom 4. April bis 31. Juli 1915 gegenüber den entsprechenden Zeitraum des Vorjahrs, wenn die Angaben für das letztere = 100 gesetzt werden, in den Städten:

1. Essen	120,9	13. Breslau	80,4
2. Cöln	94,8	14. Berlin	80,2
3. Kiel	87,9	15. Düsseldorf	79,8
4. Berlin-Schöneberg	85,5	16. Danzig	79,8
5. Königsberg	84,1	17. Frankfurt a. M.	79,6
6. Dortmund	83,8	18. Stuttgart	78,2
7. Chemnitz	83,4	19. Hamburg	76,2
8. Hannover	82,4	20. Lübeck	74,4
9. Königsberg	81,8	21. Mannheim	72,2
10. München	81,2	22. Frankfurt a. M.	73,5
11. Charlottenburg	81,1	23. Neukölln	72,2
12. Stettin	80,9	24. Nürnberg	63,8

Aus der auffallenden Zahl der Städte Essen wird bemerkt, daß der Rückgang der katholischen Geburtenziffer nicht überraschen, wenn man bedenkt, daß die Einwohnerzahl dieser Stadt infolge der Einverleibung großer Nachbarorte von rund 345 000 im März dieses Jahres auf 477 000 im April gestiegen ist und daß der Krieg auf die dort bestehende Industrie und damit auf die wirtschaftliche Lage in Essen einen günstigen Einfluß ausüben mußte. Da jedoch die Zunahme der Bevölkerungsziffer nicht so stark größer war als die der Lebendgeborenen, hat sich in Wirklichkeit auch dort eine Abnahme der Zahl der letzteren ergeben, die allerdings nur in der Berechnung auf die Bevölkerungszahl, d. h. in der Geburtenziffer, zum Vorschein kommt.

Erfreulicherweise pflegt nach einem Krieg die Geburtenzahl wieder hurt zuzunehmen.

Die deutsche Kolonie in Antwerpen.

Antwerpen, 16. Oktbr. (W. T. B. Nichtamtlich.) Die deutsche Schule in Antwerpen hat die literarischen Vorträge, die sie seit 26 Jahren veranstaltet, gestern Abend mit einem Vortrage des Reichstagsabgeordneten Dr. Thoma über „Schiffsfahrt Leben und Werke" der ersten zahlreich wieder eröffnet. Unter Führung des Herrn Richard Böckling erwarben die deutsche Kolonie in Antwerpen immer mehr Zusammenhalt. Die deutsche Realschule mit Mädchenschule zählt bereits wieder 400, die evangelische Volksschule über 100 Schüler. Dazu ist in diesem Kriegsjahr eine deutsch-katholische Volksschule mit 70 Kindern eröffnet worden.

---

sogar die Gewaltsamkeit möchte nicht missen, denn auch sie ist ein Zeugnis elementarer Kraft. Vielleicht, daß Zwei-fel, die sich sogar bei Freunden geregt hatten, ob Lask das werden würde, was er versprach, mußten verstummen. Dies Buch zeigte unzweideutig: er war trotz aller Hemmungen „durch".

Schon ein Jahr später erschien sein zweites Werk: „Die Lehre vom Urteil." Es gibt sich ebenfalls als Vorläufer einer umfassenden Darstellung der logischen Probleme und beschränkt sich auf ein besonderes Gebiet. Es ist ruhiger geschrieben und mehr ausführend als fordernd gehalten. Ein großes Material ist darin verarbeitet. An keiner wesentlichen Urteilstheorie, welche die Philosophie bisher entwickelt hat, geht es achilles vorüber, auch hier wird alles in einen einheitlichen und ganz originellen Zusammenhang gebracht. Auch dies Buch weist, trotz des speziellen Themas, an vielen Stellen auf das Ganze eines umfassenden Systems hin und mußte von neuem zeigen, daß hier eine der stärksten philosophischen Begabungen unserer Zeit an der Arbeit war. So wird auch das zweite Buch Lask's Ruhm mehren. Man hat das seit Kuno Fischers Tode nicht besetzte zweite Ordinariat philosophische Professur in Heidelberg an.

Für ihn persönlich bedeutete das allerdings nicht allzu viel. Dem Wort, das er zu mir als junger Student gesprochen hatte, war er treu geblieben: auf einen äußeren Erfolg kam es ihm nicht so sehr an, ja, er fürchtete, durch die Amtspflichten, die er übernehmen sollte, von seiner Arbeit abgezogen zu werden. Er hat darf geschwiegen, daß er Lust hätte, ins Feld zu ziehen, und wohl nur wenige wissen, wie nahe er darauf gewesen ist, abzulehnen. Das Leben eines freien Dozenten schien ihm viel beglückender. Schließlich griff er doch zu. „Ich werde schon den Rückweg finden, wenn es notwendig ist," schrieb er mir damals. „Ich habe das Gefühl, daß eine Prüfung, als ich sie jetzt zu bestehen habe, mich stärken wird. Man muß doch auch mal was für Experimentalpsychologie tun." Das Experiment gelang durchaus. Er sah später ein, daß er das Richtige getan hatte.

In der letzten Zeit war er wissenschaftlich hauptsächlich mit einer Einteilung der Wissenschaften beschäftigt. Es sollte nur eine vorläufige Mitteilung werden. Dann wollte er sich an die Gestaltung seiner großen „Logik" machen, ein Werk, das ihn noch für eine längere Reise von Jahren in Anspruch genommen hätte. Doch gingen ihm dauernd auch Gedanken zur Ethik und Aesthetik wie zur Religionsphilosophie durch den Kopf. Alles stand bei ihm in einem einheitlichen, geschlossenen Zusammenhang. Veröffentlicht hat er seit der Lehre vom Urteil nichts mehr. Als ihn vorigen Jahre der Krieg ausbrach, trat alles andere für ihn in den Hintergrund. Er dachte nur noch daran, dem Vaterlande zu dienen. Ein Krieger war er nicht, und Lorbeeren durfte er auf diesem Felde nicht erwarten. Auch hätte er mit gutem Gewissen zu Hause bleiben können; denn wenn irgend jemand, so war Lask „unabkömmlich". Aber, er bei so oft Zweifelnde und Zaudernde, hat dessmal nicht einen Augenblick gezögert. Wenn man ihn nach Hause zurückberief, unverdientermaßen beschäftigt, doch das war nicht nach seinem Sinn. Im Februar dieses Jahres kam er an die Front, und im März schrieb er mir aus den Karpathen, wo er unter dem Klima und den Strapazen überaus schwer litt: „Ich bin nicht fürs Militär geboren. Sehr große Dienste werde ich kaum leisten. Trotzdem will ich bleiben, bis ich mich dazu entschließe, darauf zu verzichten." Ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß noch manches von seinen Ideen zu retten sein wird. Er pflegte sich zu Lösungen zu entschließen, die sich nicht zur Veröffentlichung eignen, und liebt freilich noch dahin. Unreifes und Unfertiges herauszugeben, widerspräche völlig seinen Intentionen. Die Umrisse des ganzen Werkes, das ihm vorschwebte, werden wir wohl leider höchstens ahnen können.

Sein Charakter aber steht fest und klar vor uns und muß in allen fortleben, die ihm wirklich nahe getreten sind. Einen starken Eindruck hat er wohl auf jeden gemacht, der von seinem Geiste auch nur einen Hauch verspürte. Manchem erschien er fremdartig, wenn nicht gar unheimlich, und das, was man einen „liebenswürdigen" Menschen im gesellschaftlichen konventionellen Sinn des Wortes nennt, ist er in der Tat nicht gewesen. Er konnte schroff sein und unerbittlich, wo er auf oberflächliche und selbstsichere Naturen stieß, aber gar auf Menschen, die ihren wissenschaftlichen Mantel nach den Winde trugen. Sein Witz war stark karikatistisch und wirkte um so schärfer, als nicht das leiseste Lächeln auf seinem Gesicht zu sehen war, wenn er seine Pfeile abschoß. Und doch gehörte alles, was manchen unsympathisch berührt hat, nur zur Außenseite seines Wesens. Im diesem ernsten scharfsinnigen Mann ist der heraus kontigen Stirn, noch der Gesichtsmuskeln, noch der Augen ein gutes melancholisches, wenn etwas verschlertem Augen lebte ein zartes, weiches, unsagbar gütiges Gemüt und ein fester, bisweilen geradezu kindlicher Glaube an das, was gut und groß am Menschen ist. Immer war er bereit, zu verehren, und sicher hat er trotz seiner Intolerang mehr Menschen überschätzt als zu gering gewertet. Es mutete geradezu rührend an, wie er auch an weniger erheblichen Persönlichkeiten besonders das bewunderte und pries, was ihm die Natur versagt hatte: die Leichtigkeit der Gesellungsgabe und die Fähigkeit, mit dem Leben ohne schwere Konflikte fertig zu werden.

Wo er zur Liebe, tat er es mit einer Glut und Intensität, in der er sich selbst hingab, und er besaß dabei die Gabe, das Bild eines von ihm geliebten Menschen sich und andern zu verklären, die hinreißend wirkte. Dem Freunde war er zugetan mit einer Treue, auf die man dauern durfte wie auf einen Felsen, und glaubte er sich einem Menschen zu Dank verpflichtet, so konnte er nicht genug tun, um für ihn zu sorgen und ihm Freude zu bereiten. Wenn wollende ein von ihm geschätzter Mensch ihm Dinge zu sagen verdrießt, dann gab es kein Opfer, das er nicht zu bringen bereit gewesen wäre. Seine ganze Zeit und Kraft setzte er ein bis zur Verschwendung und völligen Selbstvergessenheit. So war dieser scheinbar schroffe und „unliebenswürdige" Mann in Wahrheit der größten Liebe würdig, und allen, die Liebe ihm bereiten vom Leben, wird sie dadurch um vieles ärmer und kälter erscheinen, seit er nicht mehr lebt.

Ruhe.

Von Fritz Strauß.

Ein Morgen im September. Der Himmel wölbt sich in schwindelnde Höhen und leuchtet wie spinnwebfein geschliffener Aquamarin. Die Erde glitzert im Tau der Frühe und die Sonne streut verschwenderisch eine wohlige Flut kristallkaren Lichtes darüber aus. Das Dorf im Rücken, schlendere ich entlang der Furche eines Stoppelfeldes. Ich habe kein Ziel und kümmere mich um keine Zeit. Ich weiß nicht, welches Datum man schreibt, und habe keine Ahnung, ob Werktag ist oder Sonntag, verstehe auch nicht die geringste Lust, das darstellen. Die Klasse, die jährlich 160 bis 300 Pfund einnehm, könne die Steuern in solchen Fällen beispielsweise nicht aufbringen. Die Kenner Bureaugesellschaften, die Lehrer, die arme Geistlichkeit und die kleinen Lehnsmänner haben. Eine sehr bittere Stimmung wegen der Ungerechtigkeit der neuen Steuergesetze greife um sich und diese Bitterkeit werde noch begründet werden durch die Rede, die für die Geistlichkeit Irlands bestimmt sei. Es könne sehr gefährlich werden. Allgemein forderte man, daß zuerst den reiche Mann seines Geldes entledigt werden solle, und dann wolle man zusehen, wie man sich zu der Frage, daß den Aermeren das Leben genommen werden solle, stellen wolle.

Der Liberale Montague fragte, ob es sich um Dinge handeln würde, den deutschen Militarismus zu bekämpfen, so würde man die Steuervorlage als das verdienstlichste, vollste Stück finanziellen Schreckens begrüßen, der jemals in diesem Lande vorgeschlagen worden sei. Nicht alle Leute im Lande sähen genau ein, wie groß die Last sei. Seit dem laufenden Jahr werde die Ausgabe auf 1590 Millionen Pfund geschätzt und die Einnahmen auf 305 Millionen Pfund, woraus ein Defizit von 1285 Millionen entstehe. Für das nächste Jahr werde die Ausgabe 1825 Millionen betragen und die Einnahme eine 387 Millionen, wodurch ein Defizit von 1438 Millionen entstehe. Hierauf gehe hervor, daß die Zahlen, die wir die Regierung auferlegt werden, nicht weniger als zwei Drittel des gesamten nationalen Einkommens betrügen. Im weiteren Verlaufe seiner Rede forderte Montague zu energischer Sparsamkeit auf, wie beim Oberkommando bei gesunkt Geldern eine Ersparnis möglich. Der Wann, der sich nicht so weit bringe, die nicht direkt nützigen Gegenstände zu entbehren und sein Leben vollständig umzuändern, sei nicht in der Lage, dem Lande sein Einkommen herzuleihen und seine Pflicht zu tun. Der Unionist Henderson leete dar, daß die Schuld am Ende des Krieges eine Milliarde betragen würde, was eine mögliche Belastung von 190 Millionen Pfund pro Jahr bedeuten würde.

Ich habe mich durch den Morgen und es ist mir gar seltsam zu Mute. Die Sonne und der Wald und die Aecker und die bebbsfarbe Weite, alles, was mich umgibt, ist mir neu, so neu, als hätte ich es noch nie vorher gesehen. Ich bin mir